1 | 2013

DENKMALSTIFTUNG
BADEN-WÜRTTEMBERG

Stiftung bürgerlichen Rechts

Inhalt

1 Riedlingen, St. Sebastian und Kapuzinerkloster
3 An unsere Leser und Leserinnen
3, 4 Wissenswertes aus der Denkmalpflege
5 Ulm, Haus in der Platzgasse
7 Gespräch mit Prof. Dr. Dr. E.h. Werner Sobek
8 Baukunst, Kanzel
8 Baumeister, Robert Gerwig
8 Gewusst wo? – Denkmale im Land
Zusatz: Spenderliste 2012

BÜRGER RETTEN DENKMALE

Wenig Pomp, viel Kunst
St. Sebastian in Riedlingen

Am Ende des Dreißigjährigen Kriegs erschienen auch in Riedlingen, ähnlich wie in Weil der Stadt (Heft 2/2011), die Kapuziner, sozusagen als Vorhut der Gegenreformation. Nach anfänglichen Bedenken des Rats fanden sie heftige Fürsprecher im Bürgermeister und einem ortsbekannten Rechtsgelehrten.

1645 wurde der Grundstein für ihr Kloster gelegt, zu dessen Weiterbau nun eifrig gesammelt werden musste, so in den Klöstern Zwiefalten, Schussenried, Salem, Buchau und Heiligkreuztal.

Im Oktober 1655, sieben Jahre nach Ende des Dreißigjährigen Kriegs und zehn nach der Grundsteinlegung, zogen die ersten Mönche ein. Ein halbes Jahr darauf, am 30. April 1656, wurde die Kapuzinerkirche vom Konstanzer Bischof dem hl. Sebastian geweiht – „mit großer Feierlichkeit“, so der Klosterhistoriker Rolf Kronenbitter.

Leben vom Umhergehen

Die Kapuziner als Bettelmönche lebten weitgehend vom „Mendizieren“, vom Umhergehen zum Almosensammeln. Dafür nahm man sie als Prediger und Beichtväter in Anspruch. Für die umliegenden Pfarreien und Klöster buken sie Hostien.

In Gefahr geriet das Kloster nach 125 Jahren durch Kaiser Josephs „Klostersturm“ (1781 bis 1784), der naturgemäß auch das vorderösterreichische Riedlingen erreichte. Ihm fielen damals 2000 Klöster zum Opfer. Doch als 1783 beim Riedlinger Magistrat angefragt wurde, ob denn das Kapuzinerkloster hier nicht auch überflüssig sei, da die Mönche doch nur seelsorgerischer Arbeit nachgingen, kam die Antwort prompt: Die Kapuziner seien unentbehrlich.

Aber als Riedlingen 1806 dann an Württemberg gelangte, leitete man sogleich die Säkularisation ein und beschlagnahmte das Klostervermögen. „Wehrlos waren die Mönche auch manchen Angriffen der Bürokratie ausgesetzt“, schreibt Kronenbitter. Noch

Schlichtes Äußeres und ein für Bettelorden typischer Dachreiter.

Auch nach der Barockisierung spürt man noch die Kargheit einer Kapuzinerkirche.

einige „württembergische“ Jahre lang blieb das Kapuzinerkloster Riedlingen in einem Schwebezustand als Sammelkloster für die Kapuziner der Region. Jedoch wurde bereits 1808 das Chorgebet verboten und 1810 das Tragen des Ordenshabits. Damals lebten hier noch 13 Patres und fünf Laienbrüder.

1812 erwarb die Stadt das Kloster für 3000 Gulden und gestattete den Kapuzinern, bis zu ihrem Tod darin wohnen zu bleiben. Am 25. April 1832 starb mit 82 Jahren der letzte Pater. Das Gebäude selber war durch den Ankauf der Stadt an die Hospitalpflege übergegangen. Daher hat die Kapuziner-Klosterkirche zum hl. Sebastian auch den Namen „Spitalkirche“. Ihr Langhaus begrenzt das Klostergeviert und ist, ganz nach Kapuzinerart, außen ohne jede Auffälligkeit, bis auf einen kleinen Dachreiter – denn die Kirchen der Bettelmönche haben ja aus Gründen äußerster formaler Reduktion keine Türme!

Wie es einmal war: Mönch in seiner winzigen Klause beim Studium.

Voller Geheimnisse und Kostbarkeiten

„Nichts Wesentliches“, so der bekannte Riedlinger Heimatforscher Winfried Aßfalg, „hat sich am Bau und der Ausstattung … verändert“ – seit etwa 1780. St. Sebastian ist eine der frühesten Barockkirchen Oberschwabens, aber ohne jeden Pomp und formalen Überschwang: Saalartiger Rechteckraum, flache Holzkassettendecke, weiße Wände, (holz)braune Altäre, schmucklose Bankreihen, oft alterskrumm und mit Einritzungen im harten Eichenholz: „Frantz Nuber, Ertingen 1798“ etwa. Aßfalg meint, man müsse sich halt Zeit nehmen für diese Kirche, sie stecke voller Geheimnisse und Kostbarkeiten.

In der Tat. Streng und raumbeherrschend der Hochaltar mit dem Martyrium des Namensgebers, dem hl. Sebastian, als großes Altarbild, gerahmt von zwei Säulenpaaren. Erschaffen hat es 1660 als seine wohl letzte große Arbeit der in Riedlingen geborene spätere kurbayerische Hofmaler Johann de Pay, der seine Ausbildung in den Niederlanden erfuhr, wo er viel van Dyck kopierte.

De Pay, Christian und Spiegler

Womöglich ist auch das Giebelgemälde darüber, auf dem die hl. Helena das Kreuz findet, von de Pay. Das Tabernakel unter dem Tafelbild hat der Riedlinger Kapuzinerbruder Clemens 1758 gefertigt. Links und rechts davon finden sich Reliquienschreine, alles wiederum überwiegend aus dunklem Holz, ebenso wie die beiden Seitenaltäre am Übergang von Langhaus zu Chor. Der linke davon in einfacher Ädikulaform zeigt im Altarbild den hl. Franziskus, der rechte den Tod des hl. Joseph.

Die kleine Pietà-Skulptur von 1765 in der Predellenzone des linken Seitenaltars stammt dann vom Riedlinger „Sculptor insigni“ Johann Joseph Christian (1706–1777), gewiss der bedeutendste aller in St. Sebastian vertretenen Künstler.

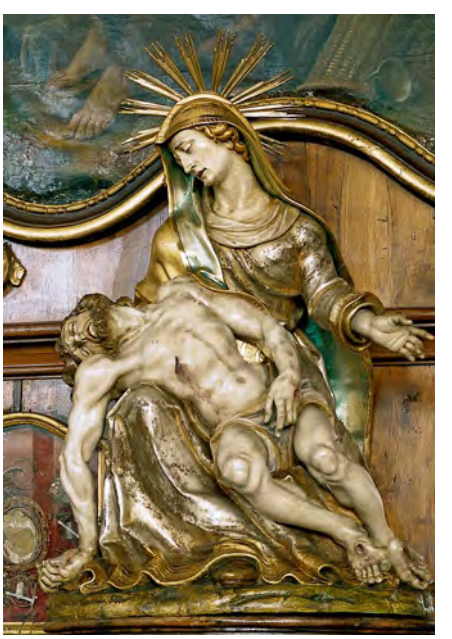
Mit ihm beginnt auch für Riedlingen ein neues Kirchen-Kunstzeitalter. Christian gilt als der wichtigste schwäbische Rokokobildhauer, und sein Œuvre ist eminent. Allein der aktuelle Dehio nennt ihn zwischen Aichelau und Zwiefalten dreißig Mal, darunter als wesentlichen Innenausstatter der Benediktinerabtei Zwiefalten.

Erstaunlicher Reichtum an Kunst

Der intensiv zwischen Altheim und Zwiefalten beschäftigte schwäbische Meister, der Allgäuer Franz Joseph Spiegler (1691–1757), hat 1733 für die Seitenkapelle von St. Sebastian die „Glorie des hl. Fidelis“ gemalt. Spiegler lebte von 1727 bis 1753 in Riedlingen und war mit Christian zusammen in Zwiefalten tätig. Er wiederum gilt als einer der größten Maler des schwäbischen Spätbarock.

Zur Bilderfülle gehören auch viele Arbeiten von anonymer Hand – ein erstaunlicher Reichtum an Kunst für eine Bettelordenskirche. Nur: Schädlinge hatten vor allem den reichhaltigen Holzbereich der Altäre befallen. Dazu waren Bilder und Oberflächen insgesamt so stark verschmutzt, dass der Kirchenraum insgesamt düster wirkte. Nach einer Vielzahl restauratorischer Maßnahmen, zu der wegen des Ungeziefers auch eine „Begasung“ des gesamten Kirchenraums gehörte, ist nach mehr als 3000 Restauratorenstunden Riedlingens St. Sebastian und damit ein Stück oberschwäbischer Kultur wohl für die kommenden Jahrzehnte gerettet. Die Denkmalstiftung hat sich an der Maßnahme mit 50 000 Euro beteiligt.

Pietà um 1765 von Johann Joseph Christian in der linken Seitenkapelle von St. Sebastian.



Winzige Mönchszellen

Kurz noch zum Kloster selber, das man durch einen kleinen Klosterhof mit seinem nach drei Seiten offenen Kreuzgang betritt: Vor der Säkularisation befanden sich im Südflügel des Obergeschosses 25 Mönchszellen im Rastermaß 2,30 mal 2,30 Meter. Sie beherbergen nun die Stadtbücherei hinter dem Ballenskelett des Fachwerks, das man von seinen Füllungen befreit hat. Der Effekt ist eine Art geborgene Großzügigkeit. Von der tatsächlichen Enge einer solchen Fünf-Quadratmeter-Zelle gibt ein bewusst original erhaltenes Beispiel nach dem Aufgang zum Obergeschoss Anschauung: Hier sitzt Pater Silvan vor seinem Lesepult – eine auf den ersten Blick fast erschreckend echte, hölzerne Mönchsfigur. Am anderen Ende dieses Bibliotheksgeschosses findet sich als Erinnerung an den aus dem nahen Schwenningen stammenden und vielfach ausgezeichneten Schriftsteller Werner Dürrson (1932–2008) ein Gedenkraum.

Wissenswertes aus der Denkmalpflege

Ins Oberschwäbische und zum Bodensee

Die Denkmalfahrt am 22. September vergangenen Jahres führte durch Ravensburg an den Bodensee zu vier von der Denkmalstiftung geförderten Objekten. Im Ravensburger Teilort Taldorf-Adelsreute findet sich in der kleinen Kapelle eine halblebensgroße barocke Holzgliederpuppe, prächtig gekleidet im Stil der Zeit. Diese „Madonna von Adelsreut“ wurde bei Prozessionen mitgetragen, bis die Kirche 1841 dergleichen „lebensnahe“ Monstranzen verbot. Nun steht sie als beeindruckende Skulptur in einem Holzschrein mit Glasfront links vor dem Kapellenchor. Die Denkmalstiftung konnte die Restaurierung durch Mittel der Staatlichen Toto-Lotto GmbH Baden-Württemberg mit 6000 Euro unterstützen.

Teilnehmer der Denkmalfahrt im Ravensburger Humpisquartier.

Das Ravensburger Humpisquartier haben wir immer wieder erwähnt und in Heft 2/2008 auch porträtiert. Die Rettung dieses Ensembles aus großer Reichsstadtzeit gilt als besterhaltenes Wohnquartier im spätmittelalterlichen Süddeutschland. Seine Um-

Fortsetzung auf S. 4

An unsere Leser/innen und Spender/innen

DENKMALSTIFTUNG
BADEN-WÜRTTEMBERG
Stiftung bürgerlichen Rechts

34 Objekte hat die Denkmalstiftung Baden-Württemberg 2012 gefördert und dafür 1,21 Millionen Euro ausgeschüttet. Etwas mehr als im Jahr davor, trotz fallender Zinseinnahmen aus dem Stiftungsvermögen. Dazu haben auch die Spenden von Ihnen, liebe Leser und Leserinnen, ihren Teil beigetragen. Für diese Unterstützung unserer Arbeit möchten wir auch hier nochmals ganz besonders danken. Details über die einzelnen Denkmale erfahren Sie wie immer in unserer Ausgabe mit Förderbericht (Nr. 3, August/September). Die genannte, stattliche Summe muss natürlich auch angemessen verwaltet und zugeteilt werden. Dies verantworten die Unterzeichner zusammen mit den Stiftungsgremien. Alle ihre Mitglieder sind gemäß der Stiftungssatzung ebenso ehrenamtlich tätig, wie wir als Vorstandsvorsitzender und Geschäftsführer. Auf diese Weise lassen sich die verwaltungstechnischen Kosten sehr niedrig halten, was dann der Stiftungsaufgabe und damit den einzelnen Denkmalen zugute kommt. Mehr über unsere Gremien und ihre teilweise Neubesetzung lesen Sie unter Wissenswertes.

Was man mit dem Einsatz von Mitteln der Denkmalstiftung bei der Instandsetzung eines historisch äußerst wertvollen Gebäudes bewirken kann, wird in dieser Ausgabe am Haus in der Ulmer Platzgasse nahe dem Münster deutlich. Eine besonders wichtige denkmalpflegerische Maßnahme, denn nur wenig autochthone Bausubstanz in der Ulmer Altstadt hat das Bombeninferno im Krieg überstanden. Das Kapuzinerkloster in Riedlingen ist schon aus historischen Gründen in seinem Äußeren eher zurückhaltend und auch im Inneren kann es nicht mit Monumentalität und nur mit wenig Prachtbarock aufwarten, doch beeindruckt das Kirchenschiff mit seiner Authentizität als Sakralraum eines Bettelordens. Für die nächsten Generationen ist er nun vom Ungezieferbefall befreit und gerettet.

In einem der denkmalreichsten Länder der Bundesrepublik werden 2013 wieder viele neue Herausforderungen auf die Denkmalpflege zukommen. Wir werden Sie auch mit Ihrer Unterstützung zu bewältigen helfen.

Professor Dr. Rainer Prewo
Vorsitzender

Dieter Angst
Geschäftsführer

Rätselgewinner 3/2012

Unser gesuchtes Kirchengebäude steht in der mit mannigfachen Baudenkmale gesegneten ehemaligen Reichsstadt Schwäbisch Gmünd. Neben der alles überstrahlenden gotischen Heilig-Kreuz-Kirche, einem Hauptwerk der Baumeisterfamilie Parler, gilt auch die gesuchte ehemalige Pfarrkirche St. Johannis als bauliches Prunkstück. Sie steht kaum 100 m von der Heilig-Kreuz-Kirche entfernt und ist kaum 100 Jahre älter, aber in Form und Stil noch ganz der späten Romanik verpflichtet. Der erwähnte für dieses Zeitalter typische Zierrat sollte mit seinen skurrilen und phantasievollen Fratzen böse Geister der Kirche fern halten. Die Originale der heute außen angebrachten Repliken kann man im Inneren sehen. Gelöst haben das Rätsel und als Gewinner gezogen wurden:
Sr. M. Huberta Erler, 88348 Bad Saulgau;
Lore Freising, 73033 Göppingen;
Horst Hill, 69254 Malsch;
Susanne Keck, 75365 Calw;
Walter Oberkirch, 79286 Glottertal.

Neue Köpfe im Vorstand der Denkmalstiftung

Laut ihrer Satzung hat die Denkmalstiftung Baden-Württemberg zwei Gremien, die Geschäfte und Vergabeentscheidungen der Stiftung begleiten und mitbestimmen: den Vorstand und das Kuratorium.
Letzterem sollen laut Satzung „Stifter, Vertreter der Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst, der auf dem Gebiet der Denkmalpflege tätigen Verbände und Bürgergruppen, der Kirchen, kommunalen Körperschaften und der staatlichen Denkmalpflege sowie der Eigentümer von Kulturdenkmalen angehören.“ Das Kuratorium hat derzeit 23 Mitglieder, die Gremium alle ehrenamtlich angehören und dort unentgeltlich tätig sind. Dies gilt auch für den 5-köpfigen Vorstand, der sich seit November 2012 neu zusammensetzt. Vorstandsvorsitzender ist nun der ehemalige Oberbürgermeister von Nagold, Professor Dr. Rainer Prewo. Er löst Dr. Volker Scholz ab, dem für seine über viele Jahre währende hervorragende Arbeit im Gremium an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt sei. Neu im Vorstand sind auch die Ministerialrätin Monika Mundkowski-Vogt vom Ministerium für Finanzen und Wirtschaft sowie der Architekt Dr.-Ing. Eckart Rosenberger. Der Stellvertretende Vorsitzende Erich Erbgraf von Waldburg-Zeil und der Leiter des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Abteilungspräsident Professor. Dr. Claus Wolf, gehören dem Vorstand weiterhin an.

Hofgut Milz, ein unbedingt sehenswertes Denkmalobjekt auch bei Regenwetter.

Fortsetzung von S. 3

widmung in ein Ausstellungs- und Veranstaltungszentrum war bei einem Kostenaufwand von 8,6 Millionen Euro eines der größten Denkmalvorhaben Baden-Württembergs, an dem die Denkmalstiftung sich mit 500 000 Euro beteiligt hat. Bei der Führung durch die multithematischen Ausstellungsräume wurde bald deutlich, dass in diesem Komplex nicht nur Mittelalter lebendig wird. So imponierend die Bohlenstuben mit ihren hölzernen Tonnendecken und dem Schnitzwerk darin auch immer sein mögen – die Ausstellungen darunter geben mannigfaltig Auskünfte auch zum neuzeitlichen Ravensburg, etwa über den sozialen Stellenwert der Turner hier, die nach dem Bedeutungsverlust der Patrizier im 19. Jahrhundert allmählich deren gesellschaftlichen Platz eingenommen haben. Und auch das Schicksal der „Schwabenkinder“ aus Tirol und Vorarlberg, die mit sieben, acht Jahren im wohlhabenden Oberschwaben als billige Erntehelfer und Viehhüter arbeiten mussten, ist ausgiebig dokumentiert. Zur Herkunft des Namens „Humpis“ erfährt man übrigens, dass er von „Hunds-Biss“ kommen soll. Denn Humpis galt als einer, der zubiss.
Im nebligen Langenargen konnte man sich dann überzeugen, dass die metallenen Hafenkräne und die Lampen aus der Jugendstilzeit durch ihre Restaurierung (Heft 2/2006) dem Bodenseewetter bisher eindrucksvoll widerstanden haben und weiterhin den Hafen charakterisieren.
Zum Abschluss ging’s ins nahe Hofgut Milz bei Kressbronn, wie das Humpisquartier auch immer wieder in unseren Heften (Porträt 2/2008). Lange bedroht, gilt es seit 1985 als Kulturdenkmal und 2000 etablierte sich eine Bürgerinitiative zur Reaktivierung mit heute etwa 180 Mitgliedern. Zum guten Ende wurde ein prima Flammkuchen nach dem anderen gereicht, aus dem Backhäuschen, das man für eine Straßenerweiterung hatte abreißen wollen.

Buchtipp

Keltenstadt Heidengraben

Der Landesarchäologe Professor Dr. Dirk Krausse spricht im Vorwort dieses kleinen im Keltenjahr 2012 erschienenen Bändchens von „der größten bisher nachgewiesenen Stadtanlage der gesamten keltischen Welt“. – Und der Alb-Wanderer blickt staunend auf die im Gelände auch nach 2000 Jahren noch mächtigen Wälle und Gräben, die ein großes Stück Hochfläche der Schwäbischen Alb am Trauf beim Hohenneuffen umfrieden und einstmals beschützten. Das Oppidum ist in der so genannten Latènezeit im 2. und 1. Jahrhundert v. Chr. entstanden. Wer nun mehr über diese von „Heiden“ erbaute Anlage wissen möchte, als auf einigen Tafeln vor Ort erläutert wird, sollte nach diesem kleinen Büchlein greifen. Neben einer kurzen Einführung zu den Kelten im Allgemeinen beschäftigen sich mehrere Autoren mit der Forschungsgeschichte, den Grabhügeln vor den Wällen, einzelnen Funden oder Fundkomplexen wie auch mit der Geschichte nach dem Ende der keltischen Besiedlungen. Reichlich Abbildungen und Illustrationen sowie zwei Karten mit allen Wällen, aber auch mit Standorten von Erläuterungstafeln, Wanderpfaden und Parkplätzen im Gebiet der Wallanlagen machen das Bändchen zu einem praktischen Kompendium über eines der größten und interessantesten Bodendenkmale unseres Landes.
„Der Heidengraben – Ein keltisches Oppidum auf der Schwäbischen Alb“,
152 Seiten, 115 meist farbige Abb.,
Klappenbroschur,
ISBN 978-3-8062-2761-1, 12Euro.

Reichsstädtisches Relikt Ulms Platzgasse 31

Ulm wurde unter den Staufern Reichsstadt. 1142 und 1146 soll sich König Konrad III. von Hohenstaufen hier aufgehalten haben. 1157 hat Stauferkaiser Friedrich I. „Barbarossa“ sein Kreuzzugsheer in Ulm versammelt, und 1165 wurde hier ein Reichstag abgehalten.

So erlebte Ulm bereits zur Mitte des 12. Jahrhunderts seine erste städtische Blüte. Es wuchs – offenbar zu schnell, wie der Chronist des hiesigen Architekturgeschehens, Eduard Mauch, in seiner „Baugeschichte der Stadt Ulm“ von 1864 anmerkt, wonach „eben auch nicht solid gebaut wurde“. Und er gibt für das gesamte mittelalterliche Baugeschehen Ulms zu bedenken: „Wir dürfen überhaupt vor dem 14. Jahrhundert noch keinen Sinn für Schönheit und Bequemlichkeit bei Wohnhäusern suchen.“ Denn hier wie allenthalben scheint „der Sinn für solide bürgerliche Gebäude erst mit dem Kirchenbau erwacht“ zu sein. In Ulm natürlich durch das Münster, dessen Grundstein man 1377 legte.

Steile Dächer, rotes Fachwerk, weißer Putz

Zum Typus der frühen bürgerlichen Bauten gehört gewiss auch das Haus in der Platzgasse 31. Nach Mauchs Erkenntnissen hat man sich den Prototyp eines Bürgerhauses im Ulmer Kernstadtbereich um 1500 so vorzustellen: Aus Platzmangel wurden die meisten Häuser mit der Giebelseite gegen die Gasse gesetzt, die hervorkragenden Stockwerke, „Stockwerksvorschüsse“ (Mauch), dienten dem Raumgewinn und auch der Bedachung des darunter gelegenen Geschosses, ohne dass man die Grundrisse hätte vergrößern müssen. Im Erdgeschoss waren Werkstätten oder Läden. Patrizier hatten oft einen Garten hinter dem Haus. Das Fachwerk an der Fassade war rot gestrichen, der Putz dazwischen weiß, bisweilen auch bunt bemalt und manchmal mit Sinnsprüchen bedacht. Die Gassen waren ab 1500 schon gepflastert. Auch hier, so Mauch, hatte Ulm „gleichen Schritt mit seinen nächsten großen Schwesterstädten Nürnberg und Augsburg“ gehalten. Das Pflaster bestand aus großen, von der Iller hergeschafften Kieselsteinen. Auch Bürgersteige gab es schon, meist aus Steinen oder Ziegelplatten, allerdings „nicht durchaus“ (Mauch), denn die waren Sache des Hausbesitzers; also gab es Lücken.

Haus Platzgasse 31 in Ulm, ein Schmuckstück der Altstadt.

Bausubstanz aus einem halben Jahrtausend

In einem solchen Ambiente hat man sich das Haus in der Platzgasse 31 zu denken. Zwar findet man derartige Bausubstanzen in unzerstört gebliebenen früheren Reichsstädten wie Markgröningen, Esslingen oder im Ravensburger Humpisquartier noch häufiger. Doch für das schwer kriegszerstörte Ulm ist dies Haus eine ausgesprochene Rarität. Seine spätmittelalterliche Kernsubstanz geht auf die Jahre 1465/66 zurück. Ein letzter, allerdings erheblicher Eingriff erfolgte erst 1954, als man, wie damals vielfach, das Erdgeschoss ausräumte, um hier eine Apotheke einzurichten. Bis auf diese Einschränkung bietet uns die Platzgasse 31 Bausubstanz aus einem halben Jahrtausend. Und ein erschöpfendes Gutachten des Warthausener Büros für Bauforschung von Dr. Stefan Uhl kommt deshalb zu dem Befund, dass sich „die im Laufe der Jahrhunderte gewachsene historische Substanz und Ausstattung in unvergleichlich ungestörtem und unberührtem Maße bis in die heutige Zeit hinein erhalten hat … Das Gebäude Platzgasse 31 in Ulm darf damit als eines der unberührtesten und aussagekräftigsten Beispiele historischen städtischen Wohnbaues in Ulm gelten.“

Zur hohen Wertigkeit und Originalität des dreistöckigen Hauses zählen vor allem die Bohlenstuben aus der Entstehungszeit, die als repräsentative Wohnräume dann später weiter ausgebaut wurden. Auch originaler Täfer findet sich noch, dazu Breitdielenböden, Fenstererker, Kreuzstockfenster sowie Wandbemalungen mit Begleitstrichen entlang der

Das Firstgebälk im Haus Platzgasse 31.

Fachwerkbalken und Böden mit Tonfliesen. Das Gebäude erhebt sich auf einem Gewölbekeller mit flachbogigem Eingang auf der Ostseite, der sich über die gesamte Gebäudelänge erstreckt.

Speziell, so Uhls Gutachten, hat das erste Obergeschoss sein spätmittelalterliches Fachwerk weitgehend bewahrt. Hier wie überhaupt im Hausinneren werden durch die Renovierung Konstruktionsprinzipien, etwa die Verblattung, plastisch.

Das Fachwerk besteht aus Nadelholz und lässt sich dendrochronologisch auf die Jahre 1466/67 datieren. In der Nordostecke finden sich noch Reste einer spätbarock überformten Bohlenstube, wobei die Bohlen an der Südwand über die ganze Wandlänge erhalten sind. Insgesamt war das erste Obergeschoss, schon wegen seiner bemerkenswerten Raumhöhe, das repräsentativste. Auch ein Küchenraum und eine zusätzliche Kammer hier oben deuten das an.

Das zweite Obergeschoss ist weniger großräumig geraten, was wesentlich mit der „Abschleppung“ des steilen Dachs auf der Westseite zusammenhängt, die bis auf die Deckenhöhe des ersten Obergeschosses reicht. Dies Stockwerk wurde vollständig in Fachwerk ausgebildet. Auch da finden sich Reste einer Bohlenstube.

Dachstuhl aus Flößerholz

Der Kernbestand des Dachwerks ist ebenfalls spätmittelalterlich. Es trägt ein Satteldach mit Krüppelwalm an der Südseite – von außen wäre sie mit ihrem prächtigen Zierfachwerk und in den weißen Putz gedrückten, gemusterten Ziegelplatten eigentlich die Schaufront des Gebäudes. Nur, ein banales Nachbarhaus klemmt diese Fassade optisch so ein, dass sie die Platzgasse nicht dominieren kann, obwohl es ihr zustünde!

Trotz städtischer Enge auch eine Schauseite des Hauses in der Platzgasse.

Mittelalterliche Bohlenstube im Obergeschoss des Hauses Platzgasse 31.

Nun wieder nach innen, zur Dachkonstruktion: An den Holzbalken finden sich vereinzelt noch Zeichen von Flößen, die sie hierher brachten. Das erste Dachgeschoss wurde in der frühen Neuzeit bewohnbar gemacht. Das Zweite indes war wohl leer geblieben und liegt deshalb in seiner „Dachkonstruktion zur Gänze offen“ (Uhls Gutachten). Insofern ergibt sich jetzt unter dem Dachbalkenwerk an der Südseite eine freie Galerieebene mit unverstelltem Blick auf den Münsterturm.

Sorgsame Wiedergewinnung

Die weitgehend vollendete Restaurierung ist nach dem erklärten Willen des Eigentümers, eines engagierten Denkmalschützers, geradezu exemplarisch gelungen. Alle so genannten modernen „Einbauten“,

Fortsetzung auf S. 7

Denkmalstiftung Baden-Württemberg
Stiftung des bürgerlichen Rechts
Geschäftsstelle: Charlottenplatz 17
70173 Stuttgart
Telefon: 0711/2261185
Fax: 0711/2268790
www. denkmalstiftung-baden-wuerttemberg.de
email: info@denkmalstiftung-baden-wuerttemberg.de
Geschäftsführer: Dieter Angst
Geschäftsstelle: Andrea Winter
Spendenkonto: Konto Nr. 2 457 699
bei der Landesbank Baden-Württemberg
(BLZ 600 501 01)
Als Spendenquittung für Beträge bis zu 200.– Euro genügt der Einzahlungsbeleg zur Vorlage beim Finanzamt.
Für höhere Beträge stellen wir Ihnen eine Spendenbescheinigung aus; hierzu ist die Angabe der vollständigen Adresse notwendig.

Bildnachweis: Karl G. Geiger, Stuttgart.

Förderzweck der Denkmalstiftung Baden-Württemberg
(Auszug aus den Vergaberichtlinien)
Die Denkmalstiftung fördert die Erhaltung von Kulturdenkmalen im Sinne des Denkmalschutzgesetzes. Sie fördert vorrangig private Initiativen auf dem Gebiet der Denkmalpflege. Zuwendungen werden beispielsweise gewährt für:
- Maßnahmen von gemeinnützigen Bürgeraktionen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmalen
- Erhaltungsmaßnahmen an Kulturdenkmalen im privaten Eigentum
- den Erwerb von Grundstücken, die besonders bedeutsame Bodendenkmale bergen
- den Erwerb gefährdeter, besonders bedeutsamer Kulturdenkmale zur Durchführung von Erhaltungsmaßnahmen und Weitergabe an neue Nutzer
- wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiet der Denkmalpflege.

Denkmale brauchen auch Ihre Hilfe!

Impressum

Herausgeber:
Denkmalstiftung Baden-Württemberg

Redaktion:
Dieter Angst (ViSdP),
Dr. Irene Plein,
Dr. Karlheinz Fuchs,
André Wais

Gestaltung und Produktion:
Verlagsbüro Wais & Partner
Reinsburgstraße 104
70197 Stuttgart

Nachdruck und Vervielfältigung sowie die Einspeicherung und Verbreitung in elektronischen Systemen nur mit Genehmigung des Herausgebers.

© 2013 Denkmalstiftung Baden-Württemberg
Erfüllungsort und Gerichtsstand: Stuttgart

Aktiv in der Denkmalpflege

Gespräch mit dem Stuttgarter Ingenieur und Architekten Prof. Dr. Dr. E.h. Werner Sobek

Werner Sobek beim Gespräch mit Karlheinz Fuchs.

Bauen im Bestand ist höchst bedeutsam geworden in der Architektur. Nachhaltiges Bauen wird immer wichtiger. Sie nun gelten gewissermaßen als Weltstar des Leichten Bauens. Wäre denn eine Kombination aus diesen drei Bauaufgaben denkbar?

Ich denke ja. Allerdings möchte ich vorausschicken, das Leichtigkeit und Nachhaltigkeit bisher zwar wichtige Komponenten unseres Schaffens waren, aber weniger im Bestand.

Ich habe mich hauptsächlich mit Neubauten beschäftigt – sicher auch, weil man hierbei manche Dinge einfacher lösen kann als bei bereits bestehenden Gebäuden. Außerdem: Nachhaltiges Bauen ist nicht nur energie-einsparendes Bauen! Es bedeutet auch, recyclinggerecht zu bauen und die aufzuwendende „graue Energie" zu minimieren, also die Energie, die man für Herstellung und Transport der Baumaterialien aufwendet. Hierfür ist Leichtbau eine wichtige Voraussetzung.

Noch einmal zur Kombination von Bauen im Bestand und Leichtem Bauen – Frei Ottos Lösung für die Hersfelder Festspiele etwa: statt beklemmend starrer Betonlösungen ein großer Schirm über dem Aufführungsbereich in einer mittelalterlichen Ruine. Wird Ihr Büro mit ähnlichen Aufgaben konfrontiert?

In der Tat gibt es immer wieder vergleichbare Anforderungen. So arbeiten wir gerade als Architekten und Ingenieure an einem großen Wohnbau aus dem Jahr 1936 in Neu-Ulm: Wir werden aus diesem Gebäude, das momentan ein großer Energieverbraucher ist, ein Plus-Energie-Haus machen. Vor geraumer Zeit haben wir den Stuttgarter Architekten H. G. Merz als Ingenieure bei der Entwicklung einer nahezu schwebenden, unterdruckstabilisierten Dachkonstruktion beraten. Diese Überdachung schützt nun die letzten Überreste der „Station Z" im Konzentrationslager Sachsenhausen, einer der beschämendsten Orte deutscher Geschichte. Unser Ziel war es, keine spektakuläre Ingenieurkonstruktion zu realisieren, sondern eine möglichst zurückgenommene Struktur. Wer hier zu Besuch kommt, muss sich voll und ganz auf die historischen Überreste konzentrieren können. Die hier weltweit erstmalig verwirklichte Vakuum-Fassade erlaubt es, ein Gebäude ohne sichtbare Details zu schaffen. Ein Gebäude, das komplett monochrom und transluzent ist, sodass wir keine Belichtung brauchen. Ich nenne solche Konstruktionen „ephemere Bauten". Ein Bauen also nicht für die Ewigkeit – unsere Gebäude können bei Bedarf mit Anstand von der Erdoberfläche verschwinden, ohne kommende Generationen mit Tonnen von Sondermüll zu belasten. Bei der Überdachung von „Station Z" schalten wir bei Bedarf die den Unterdruck erzeugende Luftpumpe ab. Dann kann man die textile Haut einfach abziehen, recyceln oder anderweitig verwenden. Dieser Gedanke, auch bei Ertüchtigungen, Verbesserungen oder Komfortsteigerungen von Bestandsbauten, das wieder wegnehmen zu können, was wir dazutun, und es dann in natürliche oder technische Kreisläufe zurückzuführen, ist für mein Bauen essenziell. Das predige ich seit 1991.

Woher kommen die Grundüberzeugungen für diese hocherfinderischen Überlegungen?

Aus meiner Heimat. Ich bin in Aalen geboren. Man ist dort aufgewachsen mit Menschen, deren Mentalität eine Wegwerfgesellschaft schon um 1965 zuwider war. Eine Mentalität, der Baden-Württemberg womöglich seine weltweite Spitzenposition verdankt. Für mich gehört es quasi zur guten Kinderstube, dass man mit den Dingen sorgsam umgeht, dass man nichts wegwirft. Das hat nichts mit Ärmlichkeit zu tun oder mit Entsagung. Es handelt sich vielmehr lediglich um einen bewussten Umgang mit den Dingen. Diese Haltung liegt auch meiner Arbeit zu Grunde.

Ihre hauptsächlichen Materialien sind Glas und Stahl. Welche Rolle spielen natürliche Baustoffe wie Holz und Stein?

Hier muss ich Ihnen widersprechen. Wir arbeiten prinzipiell mit allen Materialien. Wir setzen sie jeweils so ein, dass wir sie „eigenschaftsoptimal" verwenden können. Letzteres können statisch-konstruktive Eigenschaften oder auch ästhetische Qualitäten sein.

Deutschland, „das Volk der Dichter und Dämmer", heißt es spöttisch. Hätten Sie andere Ideen für energiesparende Altbausanierungen? Andere Ideen also, statt stadtbildprägende Klinkerfassaden mit Styropor zu verkleben?

In der Tat lauert hier eine große Gefahr. Nachhaltiges Bauen darf nicht allein mit Energieeinsparung in der Nutzungsphase gleichgesetzt werden. Wärmedämm-Verbundsysteme in ihrer heutigen Bauart sind, am Ende ihrer Nutzungsphase, nichts anderes als Sondermüll. Unsere Gesellschaft produziert hiervon nach wie vor Tausende von Kubikmetern. – Täglich. Sicher geschieht all dies aus einer guten Absicht heraus. Aber ich bin der Meinung, dass wir radikal umdenken müssen. Nicht nur bei denkmalgeschützten Gebäuden, sondern auch bei vielen anderen Bestandsgebäuden sind die bisher verwendeten Ansätze oft nicht die richtige Lösung aus ästhetischen, aus technischen und aus finanziellen Erwägungen. Ich schlage daher seit längerem zwei Komponenten vor: Kluge Raumtemperaturführung bei Abwesenheit der Nutzer, am besten durch eine Hausautomation mit Einzelraumregelung, und das von mir so bezeichnete „Prinzip der Schwesterlichkeit". Letzteres bedeutet: Wenn ein Gebäude zu alt, zu schwach, zu schön, zu denkmalgeschützt ist, darf man ihm nichts antun. Die Neubauten, an denen wir zurzeit arbeiten, produzieren bis zu 170 Prozent ihres Eigenbedarfs an Energie – sie erwirtschaften also deutliche Überschüsse. Und diese Überschüsse kann man ja einer Schwester übertragen, also etwa dem denkmalgeschützten Nachbarhaus.

Ihr Verhältnis zum Denkmalschutz, etwa gerade in einem städtebaulichen Blick auf Stuttgart, das ja für manche als „Stadt der Architekten" gilt, für andere aber auch als „Stadt ohne Denkmalschutz"?

Ich beobachte, seit ich als junger Mann hierher gekommen bin, in Stuttgart viele Dinge, die ich nie richtig verstanden habe. Je älter ich werde, desto mehr verstehe ich zwar, wo sie herkommen, aber ich akzeptiere sie immer weniger. Dazu gehört, dass es hier nicht gelingt, ein Bild der Stadt zu formulieren, geschweige denn zu bauen. Wenn man, wie ich – häufig auch mit ausländischen Gästen – durch Stuttgart geht, erlebt man eine Ansammlung von jeweiligen Modeerscheinungen, denen ein großer, übergeordneter Gedanke, ein Duktus fehlt. Man hat hier ein Gebäude nach dem anderen, das vielleicht, architektonisch gesehen, für sich sehr gut gemacht ist, aber in der Aneinanderreihung, in der Ausformung des Stadtbildes, fügt sich das eine nicht zum anderen. Ich sage das ganz offen: Ich vermisse sowohl eine bürgerschaftliche wie auch eine professionelle Diskussion in Politik und Administration über das Bild unserer Stadt.

Fortsetzung von S. 6:

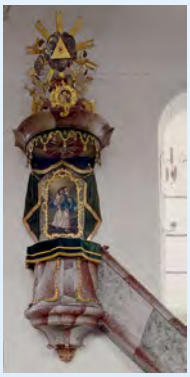
speziell die nach 1954, wurden entfernt, Urzustände sind wieder hergestellt – von den Böden über die Wände bis hinauf zum Dach. Hier wurde ein strenger „Maßnahmenkatalog" zur „denkmalschutzrechtlichen Genehmigung" für dies Haus erfüllt. Unbedingt erwähnenswert neben dem ja spektakulär behandelten Fachwerk die sorgsame Erhaltung der verschiedenartigen Ziegelplättchen. Sie machen schon von außen als Fassadenzier auf das Haus neugierig. – Die Denkmalstiftung beteiligt sich an den umfangreichen Maßnahmen zur Wiedergewinnung dieses spätmittelalterlich-reichsstädtischen Bürgerhauses mit einem namhaften Betrag.

Baukunst

Kanzel

Sie beginnt im Hochmittelalter den Ambo und auch den selteneren Lettner zu ersetzen. Ambo und Lettner grenzten das Langhaus vom Chor ab: der Ambo eher wie eine Art Lesepult, der Lettner als regelrechtes Binnenbauwerk, als eine Art Schranke mit Arkaden und Balustraden. Besonders in Mönchskirchen wurde von hier oben herab gepredigt.

Wie eben von der Kanzel. Sie wird Bestandteil des Langhauses und bedeutet für ärmere Kirchen oft die eigentliche skulpturale Zier des Kirchenraums. Meist befindet sie sich an den vorderen Säulen oder Pfeilern der Epistel- oder Südseite des Langhauses, bevorzugt an der Vierung, dem Übergang von Langhaus zum Chor. Praktischer Sinn war die bessere akustische Vernehmbarkeit des Predigerworts. Üblicherweise besteht sie aus vier Teilen: Fuß, Aufgang mit Balustrade, Korb und Schalldeckel. Der Fuß konnte eine einfache Säule sein, aber auch eine Figur, die den Kanzelkorb trug. Der ist rund oder polygonal, meist achteckig. Zu seinem Bildprogramm gehören die vier Evangelisten oder auch die vier Kirchenväter des christlichen Westens, Gregor, Ambrosius, Augustinus und Hieronymus. Über dem Predigtkorb schließlich schwebt der Schalldeckel schützend wie ein Baldachin. Seine phantasiereiche Ausgestaltung war Barock und Rokoko vorbehalten: Wolken, Faltenwürfe und kleine Himmel für die ihn umschwärmenden Putti. Im protestantischen Barock Mitteldeutschlands entsteht der Kanzelaltar, wobei es hier die Kanzel ist, die über dem Altar zu schweben scheint. Diese der Wortverkündigung vorbehaltene Kombination wird oft noch von der Orgel bekrönt. Eine Besonderheit ist die den polygonalen Treppenturm abschließende Außenkanzel an der durch Riemenschneiders Marienaltar weltberühmten Creglinger Herrgottskirche. Von ihrer Freikanzel aus soll der berüchtigte Dominikanermönch Tetzel zu Beginn des 16. Jahrhunderts Wallfahrern den Ablass gepredigt haben, weshalb sie noch immer „Tetzelkanzel“ heißt.

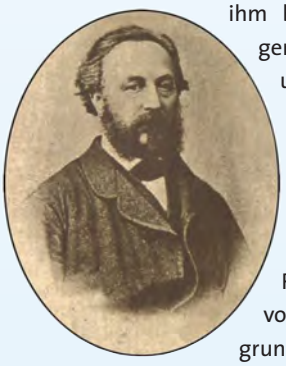


Kanzel von St. Blasius in Kirchdorf an der Iller mit Aufgang, Korb und Schalldeckel.

Kennen Sie ihn?

Robert Gerwig (1820–1885) „Vorzüglich befähigt“

Er ist gewiss der einzige Baupionier im Land, der es zur Hauptfigur eines Musicals gebracht hat. Im Sommer 2010 führte das nach ihm benannte Singener Gymnasium zu seinem hundertjährigen Bestehen eine viel umjubelte „Robert-Gerwig-Revue“ auf – vor dem Hintergrund der eigentlichen Genietat des Meisters, der „Schwarzwaldbahn“, zwischen Offenburg und eben Singen.



Gerwig, 1820 in Karlsruhe geboren, kam bereits mit vierzehn auf das kurz zuvor von Oberst Tulla, dem Rheinbegradiger, gegründete Polytechnikum. 1841 sollte er die Staatsprüfung mit „Vorzüglich befähigt“ abschließen. Er arbeitet als Ingenieur für Wasser- und Straßenbau. Von 1850 bis 1857 leitet er, der Ingenieur, die Staatliche Uhrmacherschule in Furtwangen. Aber Gerwigs juste milieu war der Eisenbahnbau. Zwischen 1860 und 1863 entsteht seine Hochrhein-Talbahn von Waldshut nach Konstanz. Sein Opus maximum wird die erwähnte Schwarzwaldbahn von Offenburg nach Singen, die er 1865 in Angriff nimmt. Dabei waren zwischen Hausach und St. Georgen 564 Meter Höhenunterschied zu überwinden. Gerwig baut eine der bis heute technisch anspruchsvollsten Gebirgsstrecken. Er entwirft, um die Steigungen zu überwinden, zwei Kehrschleifen und zwei Kehrtunnel. Seine ingeniöse Idee, Berge auf sanfte Weise zu überlisten, blieb auch den Schweizer Nachbarn nicht verborgen, die ihn 1872 von der Schwarzwaldbahn weg an die St.-Gotthard-Strecke holten.

Gerwig war auch intensiv politisch tätig als nationalliberaler Abgeordneter im badischen Landtag und später im Berliner Reichstag, für dessen Bau man ihn übrigens auch als Architekt zurate gezogen hatte. Sein letztes Großprojekt, die Höllentalbahn (1884–1887) mit ihrem grandiosen Viadukt über die Ravennaschlucht half dann, wie schon die Strecke zwischen Offenburg und Singen, den Schwarzwald auch für die heimische Industrie zu erschließen. Kurz vor Vollendung der Höllentalbahn starb Gerwig mit 66 Jahren.

Gewusst wo?

Denkmale im Land

Von außen hat unser heutiges Rätselgebäude seine Ursprünglichkeit bewahrt. 1513 als spätmittelalterliche Wasserburg entstanden, ist es noch immer von einem Wassergräben umgeben. Um 1680 hat es sich allerdings zu einem imposanten Schloss entwickelt. Mehr als hundert Jahre vorher war schon die neuerdings restaurierte und höchst originelle Rotbemalung entstanden, eine im Italien des Manierismus entwickelte Fassadenmode mit Steigerungen ins Surreale. So wurden in unserem Fall aus Schießscharten Mäuler wie von Ungeheuern, die sich auf dem Weißputz besonders plastisch abheben. Der wiederum stammt aus dem Barock, als unser Schloss in den Besitz eines Schweizer Klosters kam. Unter seiner Regie geschieht nun in einer neuerlichen Umbauphase die Barockisierung im Inneren, deren Höhepunkt die intensiv stuckierte Kapelle werden sollte. In der Folge wurde das Schloss Gerichts- und Verwaltungssitz, um 1835 gar Gefängnis. 1970 aber begann, unterstützt von der Denkmalpflege, die Wiedergewinnung. Heute ist es zum „Kultur- und Museumszentrum“ geworden mit Schloss-, Adels- und Bauernmuseum, dazu eine Rüstkammer. Aber vor allem die dauernde Kunstausstellung in den oberen Geschossen mit Arbeiten und Dokumenten von Vertretern einer wichtigen Kunstschule, die sich einst in einem Hofgut nahe dem Schloss der Nachkriegsmoderne gewidmet hatte, trägt zur Bekanntheit unseres Objekts bei. Durch dies geradezu überbordende Angebot an Sehenswürdigkeiten ist das Gebäude zum intensiven Touristenort geworden.

Wie nun heißt das inhaltsreiche Schloss und, damit es nicht gar so einfach wird, wie die nahe gelegene Kunstschule, deren Meister hier präsentiert werden?

Wenn Sie es wissen oder herausgefunden haben, schicken Sie die Antwort bis 31. Mai 2013 auf einer Postkarte – bitte nicht als E-Mail – an die Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17 in 70173 Stuttgart.

Unter den Einsendern verlosen wir 5 Exemplare eines Standardwerkes zur Kultur und Historie des Mittelalters: F. Cardine, „Das Mittelalter“ aus dem Konrad Theiss Verlag.